

Bestätigung finden, wenn man Lehrbücher einer neuscholastischen Gotteslehre liest. In seiner Arbeit will er aber untersuchen, ob diese Einwände auch für die philosophische Theologie des hl. Augustinus gelten. Der 1. Teil der Arbeit analysiert das Verhältnis der göttlichen und der menschlichen Ursächlichkeit im platonisch-neuplatonischen Denken. L. geht von den Hinweisen aus, die er in *De civitate Dei* findet, „dem einzigen christlichen Werk, das sich ex professo mit der Frage des griechischen Beitrags zur Formulierung einer philosophischen Gotteslehre beschäftigt“ (3). In einer eingehenden Analyse der Werke Platos und Plotins, die der Verf. unternimmt, hebt er folgende Elemente hervor: eine synthetisch-relationale Denkweise (22–25), einen Wahrheitsbegriff, der normativ ist und nicht bloß eine *adaequatio* bedeutet mit den als selbständig vorausgesetzten Dingen (19–22), die Ablehnung einer „technomorphen“ Interpretation der göttlichen Ursächlichkeit (35–40, 81–84, 101–103), die Annahme der Gradation der Substanz (40–45), einen nicht „volumetrischen“ Raumbegriff (133–136), einen Relationsbegriff, der im Gegensatz steht zur Vorstellung der Relation als einer nicht entitativen Kategorie (40–42, 81–82, 161–162) und die Theorie einer nichtumkehrbaren Relation (147–154). Zur Nichtumkehrbarkeit der Relation zwischen dem Anfang und dem Angefangenen bemerkt L. insbesondere: „Wie die Relation der Idee zur Kopie durch die Relation gebildet wird, die die Kopie mit der Idee hat (oder ist), so (...) ist Gott in der Welt in dem Sinne, daß die Welt in Gott ist“ (149). Im 2. Teil der Arbeit untersucht L. genauer, wie diese Elemente der platonisch-neuplatonischen Sicht der Welt und ihres Verhältnisses zu Gott, von Augustinus aufgenommen und vertieft werden (161–326). Bezüglich der nichtumkehrbaren Relation zwischen Gott und Welt wird die Position des Augustinus folgendermaßen umschrieben: „Ähneln die Welt Gott, dann heißt das nicht, daß dadurch Gott der Welt ähnelt, da es keine vorausgehende, gemeinsame Kategorie der *Substanz* gibt, die erlauben würde, die Elemente der Ähnlichkeit zu umfassen. Entfernt sich die Welt von Gott (oder ist nicht *cum Deo*), dann heißt das nicht, daß sich dadurch Gott von der Welt entfernt (im Gegenteil, er bleibt immer in ihr), weil es keine vorausgehende Kategorie eines gemeinsamen *Raumes* gibt. Wird die Welt der Knecht Gottes, dann wird Gott dadurch nicht der Herr der Welt, weil es keine vorausgehende und gemeinsame Kategorie der *Zeit* gibt“ (236). Eine sorgfältige Analyse des augustiniischen Denkens führt somit den Verf. zur Konklusion, daß die anfangs genannten Einwände einer objektivistischen und deistischen Betrachtungsweise des Verhältnisses zwischen Gott und Welt auf keinen Fall die philosophische Reflexion des Heiligen treffen (338).

J. BOLEWSKI S.J.

HONNEFELDER, LUDGER, *Ens in quantum ens. Der Begriff des Seienden als solchen als Gegenstand der Metaphysik nach der Lehre des Johannes Duns Scotus* (Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters NF 16). Münster: Aschendorff 1979. XII/468 S.

Die vorliegende Untersuchung, eine Bonner philosophische Dissertation, stellt sich zur Aufgabe, „die den Gegenstand der scotischen Metaphysik exponierende und damit die Metaphysik selbst grundlegende *formale Betrachtung* des Begriffs des ‚Seienden!‘ zu untersuchen (51). Die zu untersuchende Exposition des Seienden in der Metaphysik Duns Scotus‘ nennt H. deshalb formal, weil „nur durch eine Klärung der Weise, in der unser Verstand auf ‚Seiendes‘ grundsätzlich und faktisch bezogen ist, sowie durch eine Analyse sowohl der impliziten Anwesenheit dieses Begriffs in jedweder Erkenntnis als seiner expliziten Erkennbarkeit und Aussagbarkeit“ (49) Seiendes sichtbar wird. Vf. ist sich wohl bewußt, mit seiner Studie einen Beitrag zur Philosophiegeschichtsschreibung, insbesondere der Metaphysik zu liefern; denn der im Vergleich mit anderen Theologen des 13. Jhs. neue Gesamtentwurf des Scotus erwuchs aus der Auseinandersetzung mit der griechisch-arabischen Metaphysik. – Diese Studie sieht sich der methodischen Schwierigkeit gegenüber, die Metaphysik des Duns Scotus als Ganzes darzustellen zu wollen, obwohl sie nicht in einem gesonderten Traktat vorliegt, sondern latent in den Schriften theologischen Charakters immer wieder anklingt. Der Autor will deshalb die größeren Textkomplexe je für sich interpretie-

ren, eingeschlossen darin die jeweils notwendigen, zur Lösung hinführenden Teilschritte (52). Der Gang der Untersuchung, die sich stets durch ihre saubere Textinterpretation auszeichnet und darüber hinaus die spekulative Kraft H.s bezeugt, kann aufgrund der thematischen Weite hier nicht im einzelnen ausbreitet werden. Im folgenden werden lediglich einige besonders wichtig scheinende Punkte hervorgehoben. – In der Einleitung („Der innere Ort der Frage nach dem Seienden als solchen im theologischen Werk des Duns Scotus“, 1–54) erörtert der Vf. die wissenschaftstheoretische Problematik, die sich bei der formalen Exposition des ‚Seienden als solchen‘ ergibt. Wenn man die Frage nach dem Seienden als solchen als genuin philosophische Frage versteht, stellt sich gerade bei einem Denker des hohen Mittelalters das Problem der Ortsbestimmung der Philosophie innerhalb der Theologie; die Frage nach dem Wissenschaftsbegriff des Johannes Duns Scotus und dann seine Verhältnisbestimmung von Philosophie und Theologie bilden des näheren die Themen der Einleitung. – Die Untersuchung gliedert sich in drei Teile: I. Das ‚Seiende‘ als Gegenstand menschlicher Erkenntnis und Wissenschaft (55–143), II. Der Begriff des ‚Seienden‘ in der Erkenntnis (144–267), III. Der Begriff des ‚Seienden‘ in der Aussage (268–395). Im I. Teil diskutiert H. in einem 1. Kap. den für eine Duns-Scotus-Interpretation zentralen Begriff des ‚Seienden‘ als „erstes adäquates Objekt des Verstandes“. Die Problematik dieser Diskussion gründet in dem theologischen Ansatz des Duns Scotus, nämlich der Frage der natürlichen Gotteserkenntnis und der Notwendigkeit und Möglichkeit einer übernatürlichen Offenbarung (55). Das Thema des „ersten adäquaten Objekts des Verstandes“ berührt unvermeidlich die Frage nach dem ‚Seienden als solchen‘ und der Erkennbarkeit des ‚Begriffs des Seienden‘ (57), es läßt den Rahmen sichtbar werden, in dem Scotus die Problematik des ‚ens in quantum ens‘ ansiedelt. Die vom Autor angeführte umfangreiche Bibliographie zu diesem Teilstück scotischer Metaphysik zeigt, daß die Forschung dieses Jhs. sich über die Bedeutung der Frage nach dem „ersten adäquaten Objekt des Verstandes“ einig war. Allerdings „sind die meisten der vorliegenden Untersuchungen zu diesem Teilstück von starken Unschärfen und Mißverständnissen gekennzeichnet, die auf die Gesamtperspektive, in der die Stellung der Metaphysik und ihr Kernbegriff innerhalb der Theologie des Scotus gesehen wird, von Auswirkung sind“ (59). H. führt diese Mängel teils auf die Eigenheiten der scotischen Methode, teils auf die bis 1925 unzureichende Textbasis zurück. Die Erörterung zeigt, daß die Frage nach dem ersten adäquaten Objekt des Verstandes gleichbedeutend ist mit derjenigen nach der Möglichkeit und den Grenzen der Erschlossenheit von „Welt im Ganzen“ für den menschlichen Verstand. „Welt im Ganzen“ ist dem menschlichen Verstand in den vielen einzelnen Seienden erschlossen, weil ihnen ‚Seiendes‘ als univok gemeinsamer Inhalt zugrunde liegt. Dieses gemeinsame ‚Seiende‘ muß „im Sinn eines doppelten sich ergänzenden Primats von quiditativem Enthaltensein in den Wesensbestimmungen und virtuellem Enthalten der rein qualifizierenden Bestimmungen verstanden werden“ (94f.). Seiendes erschließt sich nach Scotus dem Verstand nicht nur als „Wahres“, sondern als Seiendes. – Im II. Teil („Der Begriff des ‚Seienden‘ in der Erkenntnis“) führt Vf. die Frage nach dem ‚Seienden als solchen‘ weiter, indem er die Entstehung der Erkenntnis nach Duns Scotus erörtert und genauerhin den ‚Begriff des Seienden‘ als ‚Erstes‘ im Ursprung der Erkenntnis ausweist (144ff.). Scotus unterscheidet drei Gesichtspunkte bei der Ordnung von ‚Früher‘ oder ‚Später‘ in der Erkenntnis, nämlich die Ordnung des Ursprungs der Erkenntnis, die Ordnung der Vollkommenheit der Erkenntnis und die Ordnung der Adäquation. In der ersten und dritten Ordnung führt die Frage nach dem Ersterkannten direkt zum Begriff des Seienden, in der zweiten Ordnung mittelbar (145). – Die Bedingung eines doppelten sich ergänzenden Primats für die Aussage eines univok zu verstehenden gemeinsamen ‚Seienden‘ berührt das Problem der Aussagegeweise des ‚Seienden als solchen‘, dem das III. Kap. („Der Begriff des ‚Seienden‘ in der Aussage“) gewidmet ist. „Wie aus dem Zusammenhang bei Scotus selbst hervorgeht, bedeutet dies primär eine Beschäftigung mit dem Thema der ‚univoken Prädikation‘ von ‚Seiendem‘“ (269). Während die ‚univocatio entis‘ den Leitgedanken dieses Kapitels darstellt, behandelt der Autor im Zuge der Diskussion weitere Themen wie die doppelte Aussagegeweise des conceptus entis, deren nichtgenerischen Cha-

rakter sowie die Eigenschaft der Indifferenz (269). – Die ganze Untersuchung schließt mit einem zusammenfassenden Abschnitt über „Die formale Exposition des ‚Seienden als solchen‘ und ihre Bedeutung“ (396–434), in dem A. besonders auf die geschichtliche Bedeutung des scotischen Metaphysikverständnisses abhebt (ein Vergleich mit Thomas von Aquin ist hier natürlich obligatorisch). Grundlegendes Ergebnis der Studie scheint die Einsicht in die Unterscheidung Scotus’ hinsichtlich des Subjekts der Metaphysik zu sein. „Erste Philosophie ist ihrem Subjekt nach nicht Philosophie von einem ‚ersten Seienden‘, sondern von einem ‚Ersterkannten‘“ (397). Scotus denkt als durchaus möglich eine Wissenschaft von einem ‚ersten Seienden‘, er nennt sie dann aber nicht Metaphysik, sondern Theologie (398). Diese wissenschaftstheoretische Zuordnung von Metaphysik und Theologie weist die Metaphysik im strikten Sinn als ‚scientia transcendens‘ aus, „die zwar vom endlichen Seienden in ihrer Frage ausgehen muß, deren Erfragtes aber nicht das ‚Seiende‘ als endliches, geschaffenes Seiendes sein kann, sondern das ‚Seiende‘ als ein transzendental Gemeinsames“ (399). Duns Scotus sieht den Zugang zum ‚Begriff des Seienden‘ als in der natürlichen Sprache gegeben an, in der unreflektiert ein Zusammenhang von Erkennen, Sprechen und Erkanttem/Benanntem vorliegt. Das ‚natürliche Sprechen‘ als unüberspringbar vorgegebenes ‚Erstes‘ wird im wissenschaftlichen Erkennen auf seine Strukturen hin aufgelöst (405). So besehen bedarf die Theologie als die wissenschaftliche Reflexion der in natürlicher Sprache ergangenen Offenbarung der Metaphysik als der Wissenschaft, die die allem natürlichen Sprechen vorausliegende und übersteigende ‚ratio entis‘ aufzeigt. – Ein ausführlicher Indexteil (Bibliographie, Scotus-Stellen, Namen, Sachen) komplettiert den Band. Zur Diskussion des Verhältnisses von Philosophie und Theologie liefert die vorliegende Arbeit einen wichtigen Beitrag, indem sie einen mittelalterlichen Autor in dieser zentralen Frage nachdenkt – und ihn somit erschließt –, der von Theologen mehr gehört zu werden verdient.

R. BERNDT S. J.

THOMAS-MORUS-GESELLSCHAFT, JAHRBUCH 1981. Hrsg. von *Peter Berglar* u. a.; JAHRBUCH 1982. Hrsg. von *Hermann Boverter*. Düsseldorf: Tritsch 1982/1983. 160/184 S.

„Auf der Gründungsversammlung in Bensberg wurde es als erstaunlich bezeichnet, daß es bisher noch nicht zur Gründung einer deutschen Sektion der ‚Amici Thomae Mori‘ gekommen sei“ (11). Tatsächlich war in den vergangenen Jahren die Thomas-Morus-Akademie Bensberg schon zu einem Sammelpunkt entsprechender Aktivitäten geworden, mit Tagungen und (Msk-)Publikationen. Auf deren langjährigen, nunmehr ausgeschiedenen Direktor geht der Gründungsauftrag vom November 1980 zurück, der das Jahrbuch eröffnet (beschlossen wird es von der Satzung). Der anschließende Jahresbericht kann zum September bereits fast 200 Mitglieder melden. – Außer einem Vortrag von *Schulte Herbrüggen* „Politik und Utopie: Th. M.“, dokumentiert der Band zwei Veranstaltungen: den Festakt in Godesberg vom Mai 1981, bei dem *Hans Maier* die Morus-Medaille erhielt und zum Thema „Der Humanist und der Ernstfall“ sprach; und die Brixener Studientagung vom 25. VII. – 1. VIII. – Maier zeigt Morus als den vielleicht ersten bewußten Laien innerhalb der nachmittelalterlichen Kirche (obzwar zugleich – in aller Diskretion – „gewissermaßen ein Mönch aus freien Stücken“ [34 – im Unterschied zum Zwangs-Status seines älteren Freundes Erasmus]); er weist auf das Spielerische, Experimenthafte, ja ein Moment der „Foppelei“ (37) bei ihm und seinem Werk hin, das man gewiß auch und gerade bei der Utopia-Interpretation nicht unterschlagen darf. Es gewinnt aber einen gänzlich ersten Sinn im Blick auf die spezifische Verführung des wissenschaftlichen Intellekts, „die immerwährende Neigung, eine selbstgeschaffene Wortwelt vor die Wirklichkeit zu setzen“ (42), in immer neuem Fragebeginn. Demgegenüber steht Mores Ausruf zu Beginn seines Leidens: „The field is won.“ – Das Thema der Studienkonferenz lautete: Th. M. in seiner Zeit, in unserer Zeit. Es geht um „Tapferkeit und Zivilcourage“ (*Boverter*); „das Haupt des Th. M. in St. Dunstan/Canterbury“ (*Schulte Herbrüggen* über kürzliche Ausgrabungen – mit 24 Abb. zu den übrigen acht Tafeln des Buchs); „A